

# Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **75 (1998)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## REZENSIONEN

Holger BÖNING, *Der Traum von Freiheit und Republik (1798–1803). Die Schweiz auf dem Weg zur bürgerlichen Demokratie*, Zürich, Orell Füssli Verlag, 1998, 383 S., Abb.

Die Jahre 1798 bis 1803 sind wohl die interessantesten der Schweizer Geschichte. Noch nie wurde in einer so kurzen Zeitspanne so viel und so vielfältig Geschichte «gemacht». Die Helvetische Republik gehört aber auch zu den ungeliebten Themen in der Schweizer Geschichtsschreibung. Auf der einen Seite müßte man ja die anerkannten Verbesserungen im Schweizer Staatswesen mit der Gewaltentrennung und der Propagierung von Menschenrechten begrüßen, auf der anderen Seite erinnert man sich an die Pleite des Staates, an die französische Besatzungsmacht und an ihre Druckmittel, um sich selbst im Lande und das helvetische Regime an der Macht zu erhalten. Auch die Befürworter des radikal-liberalen Bundesstaates von 1848 taten sich mit der Helvetik schwer. Konnten sie zugeben, daß ihre Neuerungen schon 50 Jahre früher ausprobiert und von der Zeit und der Bevölkerungsmehrheit nicht verstanden worden waren? Es gab sie trotzdem, die Geschichtsschreiber dieser ungeliebten Republik, so 1843 den Patrizier Tillier<sup>1</sup>, 1903 den national-liberalen Oechsli<sup>2</sup>, 1927 den Helvetiker Rufer<sup>3</sup> und 1980 den neutralen Staehelin<sup>4</sup>. Und es gab 1985 Böning<sup>5</sup>, der des

<sup>1</sup> Anton von Tillier, *Geschichte der helvetischen Republik*, 3 Bde., Bern 1843.

<sup>2</sup> Wilhelm Oechsli, *Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert*, Bd. 1: *Die Schweiz unter französischem Protektorat 1798–1813*, Leipzig 1903.

<sup>3</sup> Alfred Rufer, *Helvetische Republik*, in: HBLs, Bd. 4, Neuenburg 1927, S. 142–178.

<sup>4</sup> Andreas Staehelin, *Helvetik*, in: *Handbuch der Schweizer Geschichte*, Bd. 2, Zürich 1977 (2. Aufl. 1980), S. 785–838.

<sup>5</sup> Holger Böning, *Revolution in der Schweiz. Das Ende der Alten Eidgenossenschaft und die Helvetische Republik 1798–1803*, Bern–Frankfurt–New York 1985.

Schweiz-Verbesserers Zschokke Denkungsart<sup>6</sup> aufnahm und mit dessen doch einseitigen Argumenten die Helvetik verteidigte.

Holger Böning war aber nicht nur vom Helvetik-Virus angesteckt, sondern hatte als Professor an der Universität Bremen mit Schwergewicht auf der Presseforschung auch die Unzulänglichkeiten seiner Publikation und die sich aufdrängenden Korrekturen und Möglichkeiten erkannt. Er dokumentierte sich an den seit 1992 jährlich stattfindenden Helvetik-Kolloquien<sup>7</sup>, sammelte Neuerscheinungen und pflegte Kontakte und Wissensaustausch mit Historikern in der Schweiz. Und was keiner der Schweizer Historiker zu unternehmen versucht hatte, Böning wagte es und brachte im Frühjahr 1998 ein ausgereiftes Handbuch zur Helvetik heraus.

Nach der ausführlichen Schilderung der reformbedürftigen Zustände des ausgehenden 18. Jahrhunderts wird die Helvetische Republik mit ihren guten und schlechten Seiten vorgestellt: die Bildung eines Zentralstaates, die Gewalten-trennung, die Schaffung des Zweikammersystems in der Legislative mit Senat und Großem Rat als Vertretung der Kantone und der Bevölkerung, ein schweizerisches Obergericht, die Gleichstellung der Bürger (ohne Frauenrechte), die Abschaffung der Zehnten (und die Einführung allgemeiner direkter Steuern), die französische Besetzung (mit den Kontributionen), der Kriegsschauplatz Schweiz im 2. Koalitionskrieg, der Finanzmangel, die Wirtschaftskrise, der Aufstand von 1802 im «Stecklikrieg», die politischen Streitigkeiten und Staatsputsche, der Mangel an Demokratie und das Unverständnis in weiten Kreisen der Bevölkerung usw. Auf 304 Textseiten, mit fast 1600 Fußnoten sowie einer vielfältigen Quellen- und Literaturliste (rund 500 Titel) wird das bestehende Wissen thematisch, chronologisch und nach Kantonen aufgeteilt, gegliedert und zusammengefaßt – eine reiche Fundgrube für Interessierte, Liebhaber- und zünftige Historiker.

Jeder ernsthaft-ehrliche Benutzer weiß Holger Böning für seine Publikation zu danken. Er findet nicht populär-pseudowissenschaftliche Wiederholungen alter Klischees, keine leeren Schlagworte, keine Schaumschlägereien, ablenkenden Gedankenspielerien und in der Luft hängenden Hypothesen, sondern solide, in gewissem Sinne gar unspektakuläre, konkrete Aussagen zu den Jahren 1798 bis 1803. Mit dieser Publikation werden aber auch die vielen Lücken im Wissensstand erkennbar, die nur durch weitere Grundlagenforschung auf lokaler, kanto-

<sup>6</sup> Es ist zu vermerken, daß H. Böning über Zschokke doktoriert hatte: *Heinrich Zschokke und sein «Aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote»*. Die Volksaufklärung in der Schweiz, Bern–Frankfurt 1983.

<sup>7</sup> Es ist ein bleibendes Verdienst von Prof. Dr. Christian Simon, Basel, namentlich mit Prof. Dr. François Walter, Genf, und Dr. André Schluchter, Olten, diese Anlässe organisiert zu haben. Man erhoffte sich allgemein eine Belebung der Helvetikforschung und weitergehende Erkenntnisse im Hinblick auf das Gedenkjahr 1998.

naler und schweizerischer Ebene und auf allen Sachgebieten geschlossen werden könnten<sup>8</sup>.

Angesichts von Holger Bönings umfassenden Kenntnissen zur Helvetischen Republik wünscht man sich eigentlich einen Folgeband mit den Parallelen zu den Schwesterrepubliken, zu den europäischen Verhältnissen um 1800. Erst mit den Ergebnissen weiterer Grundlagenforschung wird es möglich sein, die Helvetik selbst und im Vergleich mit «vorher-früher und nachher-später» besser und richtiger zu verstehen<sup>9</sup>.

HUBERT FOERSTER

*Sensebezirk 1848–1998.* Zum 150jährigen Bestehen des Sensebezirks im Kanton Freiburg herausgegeben vom Deutschfreiburger Heimatkundeverein und von den Sensler Gemeinden, Schriftleitung Moritz BOSCHUNG (= Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde, Bd. 64), Freiburg 1998, 254 S., zahlreiche Abb.

Vom Bund über die Kantone bis in die Bezirke und Gemeinden wird das Jubiläumsjahr 1998 mit vielfältigen Aktivitäten begangen. Die moderne Schweiz besinnt sich in Ausstellungen, Tagungen und Publikationen auf ihre Anfänge und auf ihre Geschichte in den vergangenen 150 Jahren. Auch der Sensebezirk gehört zu jenen politischen Gebilden, die ihre Entstehung den Umwälzungen nach dem Sonderbundskrieg und der radikalen Neuordnung des Staates auf Bundes- und Kantonsebene verdanken. Von «verdanken» konnte damals aus der Sicht des neugeschaffenen Bezirks freilich nicht die Rede sein. Das Senseland wurde vielmehr aus den durch Jahrhunderte gewachsenen engen Bindungen an seine Hauptstadt Freiburg herausgelöst; stattdessen wurde gegen den Willen der Bevölkerung das kleine, bedeutungslose Pfarrdorf Tafers zum Hauptort erhoben. Wie radikal die Amputation des deutschsprachigen Hinterlandes von Freiburg war, läßt sich noch an den Verkehrswegen ablesen: Sternförmig führen

<sup>8</sup> Daß dies in den nächsten Jahren der Fall sein wird, ist angesichts der doch enttäuschend mageren im Hinblick auf das Gedenkjahr 1798–1998 erfolgten Forschungsergebnisse nicht zu erwarten. Deshalb sind Fleiß und Verdienst der Autoren, die sich an helvetische Themen wagen, um so höher anzurechnen.

<sup>9</sup> Es ist schön, einen Tobias KÄSTLI, *Die Schweiz – eine Republik in Europa. Geschichte des Nationalstaats seit 1798*, Zürich 1998, zu haben. Da allerdings das Buch die Schweiz bis 1998 auf 488 Textseiten behandelt, ergibt sich einerseits ein Ungleichgewicht mit den 137 der Helvetik gewidmeten Seiten und ihren rund 110 Fußnoten und mit den willkürlichen Gewichtungen (warum Tessin und Waadt und nicht St. Gallen, Thurgau oder Aargau?), andererseits werden damit die Verhältnisse und die Bedeutung der Helvetischen Republik als Vorspiel (?) für die restlichen 195 Jahre nicht klarer.

sie alle nach der Hauptstadt im Westen. Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis man eine erste Querverbindung in Nord-Süd-Richtung von Düdingen nach Plaffeien schuf, deren Bau im Jahr 1893 kurioserweise von Sträflingen begonnen wurde. Die Idee von großen regionalen Querstraßen, von Thörishaus nach Giffers, aber auch vom Schwarzsee nach Charmey, «hatte wie die Katzen mehrere Leben» (Rainer Schneuwly, S. 130) und tauchte in den Planungen bis in die 1970er Jahre immer wieder auf. Solche Pläne können als Versuche interpretiert werden, dem Bezirk ein eigenes Rückgrat zu geben, ihn dadurch von Freiburg unabhängiger zu machen.

150 Jahre Sensebezirk ist daher über weite Strecken eine Geschichte der Lösung und Selbstfindung, ein «Selbstwerdungsprozeß der ehemals untertanen Landbevölkerung, die von ihrer Stadt abgetrennt worden war» (Anton Bertschy, S. 166). Wie ein Leitfaden ziehen sich durch das Jubiläumsbuch Reflexionen über Identität und Abgrenzung, Besinnung auf das Eigene und Öffnung nach außen. Immer wieder wird kritisch Bezug genommen auf die Leitverse am Anfang des Buches, die aus dem von Alfons Aeby (1885–1941) gedichteten Senslerlied stammen: «Härgott, Härgott, mach ùm üsers Ländli i dr Noot as Wändli, daß üs niemer d Hiimat stült, wa üs Seisler ds Lääbe gölt.» Dabei ist Alfons Aeby, wohl der einflußreichste unter den Sensler Schriftstellern der ersten Generation, selbst ein typisches Beispiel für den Zwiespalt zwischen Heimatverbundenheit und Offenheit: Er wollte die Enge überschreiten, doch leistete er dort Bedeutendes, wo er sich seiner Gemeinschaft zuwandte.

Es wäre natürlich zu einseitig, im Jubiläumsbuch über den Sensebezirk nur diesen einen Aspekt der Selbstwerdung hervorzuheben. In elf Kapiteln stellen die 15 Autorinnen und Autoren mit Sachkompetenz ein weites, vielfältiges Themen-spektrum dar. Es reicht von der Geschichte, den politischen und kirchlichen Strukturen und Verbänden, den statistischen und demographischen Angaben, über die Natur und Landschaft, die verschiedenen Wirtschaftszweige, das Brauchtum und die Sprache, das Bildungs- und Verkehrswesen, die karitativen und sozialen Einrichtungen bis zum Musik- und Theaterleben, zum Schrifttum, zur Literatur, Architektur und Kunst, worin auch die lebhafteste heutige Kulturszene eingeschlossen ist. Auf übersichtlichem Raum, graphisch erfrischend modern gestaltet und durch qualitätvolle, gut ausgewählte Bilder, zahlreiche Textkästchen, Graphiken und Karten ergänzt, wird vor dem Leser eine eigentliche Radiographie des Bezirks ausgebreitet. Kaum ein Bereich, der nicht ausgeleuchtet worden wäre. Der Blick in die Vergangenheit und die Schilderung der Gegenwart mit Standortbestimmungen und Ausblicken in die Zukunft halten sich dabei in wohlthuender Mischung die Waage.

Dem Leser wird ein lebendiger, zukunftsgerichteter und selbstbewußter Bezirk vorgestellt. Der Weg von der geschlossenen zur gemischten Gesellschaft scheint schon weitgehend durchschritten zu sein. Längst vorbei sind die Zeiten, da von den 21 Käsern im Sensebezirk 19 reformierte Berner waren (1910), weil die Sensler damals noch ungenügend ausgebildet waren und die katholische Kirche die Käserarbeit während der Sonntagsmesse nicht duldete ... (S. 27). Die Ansiedlung neuer Unternehmen und die Zuwanderung haben die Dörfer vor

allem des Unter- und Mittellandes stark verändert; signifikant dafür dürfte sein, daß alle 19 Gemeinden des heute knapp 38 000 Einwohner zählenden Bezirks für das letzte Jahrzehnt einen – zum Teil markanten – Bevölkerungsanstieg aufweisen.

Da stellt sich unwillkürlich die Frage, wohin die Entwicklung führen wird. Von dem einen oder anderen Autor wird sie mit verhaltener Besorgnis geäußert: Kann das Deutschfreiburger Kernland zwischen Saane und Sense seine sprachliche und kulturelle Identität künftig noch bewahren, wenn es sich ökonomisch immer mehr von seiner alten Hauptstadt Freiburg abwendet und zu Bern und zum bernischen Mittelland hin öffnet? Welche Folgen wird eine solche Entwicklung für die deutschsprachige Minderheit in der Stadt Freiburg und für die Zweisprachigkeit im Kanton haben? Zu Recht wird dabei unter anderem auf die verbindende, identitätsstiftende Rolle der kulturellen Vereinigungen Deutschfreiburgs hingewiesen (wobei übrigens der Geschichtsforschende Verein als älteste unter ihnen im Buch mehrfach gebührend erwähnt wird). Längerfristige gesellschaftliche Veränderungen lassen sich allerdings – dies lehrt uns die Geschichte – auch durch ein Festklammern an Traditionen und durch einen nostalgischen Blick in die Vergangenheit kaum aufhalten.

Den Schluß des informativen, anregenden, mitunter sogar spannend und unterhaltsam zu lesenden Buches bilden nützliche Kurzporträts der 19 Gemeinden, von Alterswil bis Zumholz (verfaßt von Moritz Boschung), eine Chronik der wichtigsten Ereignisse von 1848 bis 1998 (von Anton Jungo) und ein Anhang mit Literatur- und Quellenhinweisen.

Die Autoren und Fotografen unter der verdienstvollen Schriftleitung von Moritz Boschung, der Heimatkundeverein und die Gemeinden des Sensebezirks haben mit diesem schönen Buch der Sensler Bevölkerung ein wertvolles, bleibendes Jubiläumsgeschenk gemacht. Es ist ihm zu wünschen, daß es nicht das Schicksal der meisten Bücher erleide und in den Gestellen ungeöffnet verstaube, sondern auch wirklich gelesen werde.

ERNST TREMP

Alain BOSSON, *Histoire des médecins fribourgeois (1850–1900). Des premières anesthésies à l'apparition des rayons X*, Freiburg, Chaire d'histoire contemporaine de l'Université de Fribourg, 1998 (= Aux sources du temps présent, Bd. 3), X, 225 S.

Die Lizentiatsarbeit von Alain Bosson stellt die Geschichte der Freiburger Ärzte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter drei Gesichtspunkten dar: Studium und Niederlassung, praktische Tätigkeit, Verhältnis zu Staat und Gesellschaft. Durch gründliche Auswertung amtlicher und anderer Quellen ergeben sich wertvolle Einblicke in bisher kaum bekannte Bereiche der schwei-



zerischen und freiburgischen Medizin- und Sozialgeschichte. Wegleitend waren dabei die Studien der beiden französischen Historiker Jacques Léonard und Olivier Faure zu politischen, wissenschaftlichen und soziologischen Aspekten der Medizin im Frankreich des 19. Jahrhunderts.

Bosson nennt zu Beginn die insgesamt 123 erfaßten Mediziner, die zwischen 1850 und 1900 im Kanton praktizierten, und führt deren Namen, Lebensdaten, Patentierungsjahr und Wirkungsort an; es waren jeweils zwischen 30 und 40 Männer, die zur gleichen Zeit tätig waren. (Frauen finden sich in dieser Periode noch keine, obschon 1873 in Zürich Marie Heim-Vögtlin als erste Schweizer Ärztin ihr Schlußexamen bestanden hatte.) Im Vergleich zu anderen Kantonen bestand in Freiburg eine deutlich geringere ärztliche Versorgung. So lag beispielsweise 1889 der freiburgische Durchschnitt bei 2,83 Ärzten je 10 000 Einwohner, der gesamtschweizerische dagegen bei 5,19, jener Genfs bei 10. Zur Erklärung dieser Tatsache werden mehrere Ursachen in Betracht gezogen, wie aus den folgenden Ausführungen hervorgeht.

Über die Zulassung zur Praxis im Kanton entschied vor 1878 die kantonale Sanitätskommission, und zwar aufgrund der Ergebnisse der strengen mündlichen, schriftlichen und praktischen Prüfungen, die sie mit den Kandidaten durchführte. So war es von geringerer Bedeutung, ob man im In- oder Ausland Medizin studiert hatte. Die überwiegende Zahl der vor 1878 patentierten Ärzte hatte demnach ihr Studium ganz oder teilweise in Deutschland, Frankreich und Österreich verbracht, meist nacheinander an mehreren Orten und zusätzlich gefolgt von einer Studienreise an weitere medizinische Zentren. Bosson fand bei 56 der 79 vor 1878 patentierten Ärzte den Besuch folgender Universitäten belegt: Bern (17), Würzburg (13), Paris (13), Landshut-München (11), Straßburg (10), Freiburg im Breisgau (9), Wien (8), Prag (6). Das Doktorat war für die spätere Praxis keine notwendige Voraussetzung, es verlängerte das ohnehin teure Studium, so daß nicht selten darauf verzichtet wurde. Von den 32 nachweisbaren Doktoraten wurden erworben: in Landshut-München 9, Würzburg 6, Freiburg im Breisgau 5, Bern und Paris je 3, Heidelberg und Leipzig je 2, Berlin und Wien je 1. Mit dem Inkrafttreten des Bundesgesetzes über die Freizügigkeit der Medizinalpersonen (1878) fielen kantonale Zulassungsexamen weg; wer die Eidg. Medizinalprüfungen bestanden hatte, durfte sich in der ganzen Schweiz niederlassen. Man verbrachte nun zwar immer noch einzelne Semester im Ausland, absolvierte jedoch die Prüfungen wie meist auch das (fakultative) Doktorat an inländischen Universitäten, wo vorher möglicherweise konfessionelle Bedenken einen Aufenthalt als nicht ratsam hatten erscheinen lassen. (Medizinische Fakultäten bestanden in Basel seit 1460, in Zürich und Bern seit 1833 bzw. 1834, in Genf und Lausanne seit 1876 bzw. 1890.) Die Angst vor einer Überflutung durch schlecht qualifizierte Deutschschweizer Ärzte, mit der die Sanitätskommission vor 1878 ihre restriktive Zulassungspraxis begründete, erwies sich nach der Einführung der Freizügigkeit als unbegründet; die Ärztedichte nahm zwischen 1881 und 1901 lediglich von 2,9 auf 3,0 je 10 000 Einwohner zu. Es war das schlechte Auskommen bei gleichzeitig mühevoller Arbeit, das die Ärzte abschreckte, sich in den ländlichen Gebieten niederzulassen, wo in einer Zeit

ohne Krankenkassen die wirtschaftliche Existenz keineswegs gesichert war und die begüterten Schichten fehlten, deren reichlichere Honorare anderswo die Gratisbehandlung der Armen aufwog.

«Grandeurs et misères» überschreibt Alain Bosson das Kapitel über die Praxis. Wenig «grandeur», doch recht viel «misère» scheint aus seiner Sicht die ärztliche Tätigkeit jener Zeit zu charakterisieren; dies liegt einerseits in der Tatsache, daß wenig aussagekräftige Quellen beigezogen werden konnten, andererseits auch daran, daß das Wirken der Landärzte an den Möglichkeiten späterer Epochen gemessen wird. Es trifft wohl zu, daß man vieles nicht wußte und konnte, was späteren Generationen selbstverständlich war, doch lebten auch die Ärzte des 19. Jahrhunderts jederzeit in der Überzeugung, viel mehr zu wissen als die Vorgänger. Es ist charakteristisch für die Medizin, daß sie jeweils mit den Konzepten ihrer Zeit auszukommen hat und im jeweils vorgegebenen Rahmen Krankheiten erklären und deren Behandlung begründen muß, auch wenn möglicherweise ein paar Weitsichtige bereits erkannt haben, daß sich ein Wandel abzeichnet; den «Fortschritt» abzuwarten verbietet aber oft eine Notlage, die hier und jetzt zur Hilfe zwingt. Wenn also der Medizin des 19. Jahrhunderts Antibiotika zur Behandlung der Infektionskrankheiten noch nicht zu Gebote standen, ebensowenig ein Netz von Spitälern und darauf basierend eine Chirurgie, die in allen Körperhöhlen operativ einzugreifen vermag, so war sie doch nicht untätig oder nutzlos, wenn sie es verstand, überliefertes Heilwissen anzuwenden und für die natürlichen Heilungsvorgänge günstige Voraussetzungen zu schaffen durch Maßnahmen wie Regelung der Lebensweise, Verordnung von Ruhe, Schmerzbekämpfung, chirurgische Verfahren wie Abszeßöffnung, Wundnaht und -pflege, Reposition von Verrenkungen, Schienung von Frakturen, Geburtshilfe usw. Dankbar begrüßte man Neuerungen wie die Äther- und Chloroform-Narkose, doch waren in der Praxis die Fälle selten, in denen sich diese anwenden ließen; auch mahnten Zwischenfälle zur Vorsicht im Umgang mit dem Verfahren, wie durch die Akten der Sanitätskommission belegt ist.

In hellerem Licht stehen die Fortschritte im Hygiene- und Impfwesen. Schlimme Pockenepidemien wie jene von 1870/71 gehörten nach der Einführung der obligatorischen Impfung durch das kantonale Gesetz von 1873 der Vergangenheit an. Obschon das Schutzverfahren kostenlos durchgeführt wurde (jährlich bei etwa 5500 Impfungen), stieß der staatlich verordnete Zwang verschiedentlich im Publikum auf Ablehnung, während die Kontakte mit der Bevölkerung und der resultierende Verdienst von den Impfärzten geschätzt wurden. Einige von ihnen hatten zeitweise sehr große Gebiete zu versehen, so 1885 Christoph Jakob Haymoz (1854–1889) in Alterswil, der in diesem Jahr im Sensebezirk der einzige Arzt war und zusätzlich Hebammen als Impferinnen einsetzen mußte. Mühsam, aber wirkungsvoll war der Einsatz der Ärzte in hygienischen Dingen. Hier galt es alte Vorurteile zu überwinden und in Schulen, Haushalten und öffentlichen Einrichtungen neue Begriffe von Sauberkeit und Ordnung einzuführen, so wie es die Wissenschaft, z. B. die Bakteriologie, verlangte. Seit Dr. Tissot in Lausanne um 1760 gerügt hatte, daß die Miststöcke zu nahe unter den Stubenfenstern angelegt würden, hatte sich offenbar nicht viel geändert, und



nicht nur auf dem Land, sondern auch in der Stadt gab es offensichtliche Mißstände, etwa bei der Ableitung der Abwässer, die zum Ausbruch von Epidemien führten. Bosson nennt hier einige aufschlußreiche Beispiele.

Als nicht mehr tragbar wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nun auch erkannt, wie bisher mit den Geisteskranken umgegangen wurde. Der französische Irrenarzt J.-H. Girard de Cailleux, Leiter des neuen psychiatrischen Spitals in Marsens, veröffentlichte 1875 einen umfangreichen Bericht, der wegen seiner Genauigkeit bis heute das Interesse der Historiker findet. Der Arzt hatte sämtliche 164 Personen besucht, die im Kanton als geisteskrank galten und bei Privaten untergebracht waren; 81 benötigten nach seiner Meinung keinen Spitalaufenthalt, 135 erschienen ihm als unheilbar; 25 Personen lebten unter menschenunwürdigen Zuständen zu Hause, waren angebunden oder wie Tiere eingesperrt. Für sie wie auch für andere Patienten brachten Klinikaufenthalt und Pflege zweifellos eine Verbesserung, auch wenn die eigentliche Behandlung (von heute aus gesehen) dürftig erscheint und die Krankheitsmodelle der Psychiater Widerspruch erregten; Girard de Cailleux sah beispielsweise bei Protestanten in religiösen Zweifeln und bei den Älplern in der milchreichen Ernährung den Grund für ihre Melancholie (Depression), eine Auffassung, die von den nicht-psychiatrischen Kollegen entschieden bestritten wurde.

Ein eigenes Kapitel widmet Bosson dem ärztlichen Alltag. Es lag nahe, daß die meisten Ärzte freiburgischer Herkunft sich an ihrem Heimatort oder wenigstens in der Nähe niederließen. Familie und verwandtschaftliche Beziehungen erleichterten den Aufbau der Praxis. Wie aber stand es bei den Kantonsfremden? Sie waren höchstens in den abgelegensten und ärmsten Gegenden willkommen, Deutschschweizer auch im welschen Kantonsteil. In der Stadt Freiburg praktizierten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Stadtbürger. Ein verbindendes Element bildete die 1862 gegründete kantonale Ärztegesellschaft mit ihren regelmäßigen Zusammenkünften zwecks Fortbildung und Gedankenaustausch über Fachliches und Standespolitisches.

Über Patientenschaft, Diagnosen, Praxisbetrieb und finanzielle Verhältnisse ist die Nachwelt nur spärlich unterrichtet, da nur wenige in die Einzelheiten gehende Dokumente über den ärztlichen Alltag erhalten geblieben sind. Aus den Akten der Sanitätskommission stellt Bosson dennoch einiges zusammen. So referiert er den Bericht von Robert Lenthe (1818–1876), Arzt in Kerzers, über das Jahr 1856; etwa die Hälfte der 1019 Fälle betreffen Magen-Darm-Erkrankungen, ferner erwähnt sind Schwindsucht und Skrophulose (Tuberkulose, 73 bzw. 25 Fälle), Typhus (24), Kindbettfieber (20), Augenentzündungen (54) und eine große Zahl (oben nicht mitgezählter) Fälle von Abszessen und Panaritien. 1874 verzeichnete derselbe Arzt 2848 Behandlungen. Bosson verweist ferner auf die Studie von Ferdinand Rüegg, der 1952 die (damals in seinem Besitz befindlichen) Krankenbücher von Joseph Balthasar Muggly (1804–1869), Arzt in Plaffeien (1833–1835) und Rechthalten (1835–1869), ausgewertet hat (FG 43/44, 1952, S. 221–278). Der 1992 dem Medizinhistorischen Institut der Universität Bern übergebene Nachlaß des Arztes Franz Peter Siffert (1837–1881) von Wallenbuch

wartet noch auf seine genauere Untersuchung. Es dürfte sich dann zeigen, daß die im Untertitel von Bossons Buch genannten Marksteine der Medizingeschichte, die Einführung der Narkose (1846) und die Entdeckung der Röntgenstrahlen (1895), in der alltäglichen Praxis der Freiburger Ärzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ganz untergeordnete Rolle spielten. Bezeichnend jedoch sind die Fälle von Abszessen und Panaritien, die in Kerzers den Praktiker so sehr beschäftigten, daß er sie nicht einmal zu zählen für notwendig fand. Daß er aber in dieser Häufigkeit dafür konsultiert wurde, belegt, daß die Bevölkerung bei ihm Hilfe fand, andernfalls hätte sie dafür nicht den Arzt aufgesucht. So ist vielleicht gerade das Banale und Häufigste historisch am schwierigsten zu fassen.

Einen großen Teil der Tagesarbeit eines Landarztes jener Zeit beanspruchten zeitweise die Krankenbesuche. So berichtet der nachmalige Oberfeldarzt Heinrich Schnyder (1828–1900), der einige Jahre in Estavayer praktizierte, in seinen autobiographischen Notizen (Basel 1899) von einem Tag, an dem er für drei Besuche 14 Stunden zu Fuß unterwegs war. Ihm fehlten wie manchem Kollegen die Mittel für Pferd und Wagen. Später, als er in die Stadt Freiburg gezogen war, sei er jeweils am Nachmittag von Angehörigen mit dem Fuhrwerk aufs Land zu Patienten geholt und dann wieder nach Hause geführt worden. Der Praktiker war gewohnt, in Notlagen die ihm bekannten chirurgischen Eingriffe im Hause des Patienten durchzuführen. Für die Hospitalisation Schwerkranker bestand so lange kein Anlaß, als Behandlungs- und Pflegeverfahren noch nicht erfunden waren, die spezielle technische Einrichtungen erforderten, wie sie sich nur im Spital (z. B. im aseptischen Operationssaal) verwirklichen ließen. Dies war erst am Ende des Jahrhunderts der Fall, als in Freiburg am Bürgerspital ein als Spezialist in Chirurgie ausgebildeter Arzt zu wirken begann, Gustave Clément (1868–1940); er hatte bei Th. Kocher in Bern, bei C. Roux in Lausanne und in den Spitälern von Paris die modernen operativen Verfahren kennengelernt.

Daß den Ärzten, von denen bisher ausschließlich die Rede war, auf dem «Gesundheitsmarkt» von mancher Seite Konkurrenz erwuchs, verwundert bei dem geschilderten Mangel an autorisiertem medizinischem Personal nicht. Das Archiv der Sanitätskommission liefert auch für diesen Aspekt reichlich Material. Da waren jene Kandidaten der Medizin und Ärzte, die zum Examen noch nicht angetreten oder durchgefallen waren. So wurde Peter Siffert, der von 1868 an in Wallenbuch wirkte, 1864 gerügt, da er in Kleingurmels (wohl bei seinem Vater) «illegal» praktizierte, bevor er im folgenden Jahr im zweiten Anlauf sein Patent erwarb. Apotheker, Krankenpfleger, Hebammen und Tierärzte überschritten hin und wieder als Heilkundige die engen gesetzlichen Schranken, die ihrer Berufsausübung gesetzt waren. Reisende Bruchschneider, Bandwurmspezialisten und andere Empiriker boten mit oder ohne Bewilligung im Kanton ihre Dienste an, und in den Dörfern waren lokale Heiler beliebt, so in Tafers der Schuhmacher Joseph Zosso, zu dessen Gunsten 1885 eine von 1350 Personen unterzeichnete Petition eingereicht wurde. Die Pfarrherren ihrerseits mochten ihr Vorbild im berühmten Amtsbruder Sebastian Kneipp sehen, der 1895 in Freiburg von Behörden und Publikum triumphal empfangen wurde. Zahlreich waren zwar die

Klagen der Ärzte wegen Scharlatanismus; die Behörden schritten jedoch mit Mahnungen, Bußen oder gar Haft erst ein, wenn konkrete Einzelfälle angezeigt wurden.

Mit dieser knappen Inhaltsangabe von Alain Bossons Buch, in der manches Erwähnenswerte weggelassen werden mußte, dürfte deutlich geworden sein, wie reichhaltig das Thema sich ausnimmt, das der Autor in angenehmem, leicht lesbarem Stil behandelt und durch Tabellen, Graphiken und einige Abbildungen illustriert. Auch ein wissenschaftlicher Apparat einschließlich Personenregister fehlt nicht. Um so erfreulicher ist die Aussicht auf die von Bosson als Dissertation geplante «Geschichte der Medizin und Gesundheitspflege im Kanton Freiburg vom Ende des Ancien Régime bis 1940». Hier werden auch die von Luc Monteleone für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts erarbeiteten Ergebnisse (Liz.-Arbeit 1982) einfließen können, die bisher leider nicht im Druck vorliegen. Ebenso werden die Entwicklung des Spitalwesens, die Geschichte der Ärztesellschaft (beides ist bisher nur kurz gestreift worden) und weitere Bereiche des Gesundheitswesens eingehender berücksichtigt werden können. So besteht berechtigte Hoffnung, daß der Rückstand, der bisher in diesem Bereich der Historiographie für Freiburg bestand, mit einem beispielhaften Werk in einen Vorsprung verwandelt wird.

URS BOSCHUNG

Serge GUMY, *L'Œil au XX<sup>e</sup> siècle. Du bas-quartier à la vieille ville de Fribourg*, Freiburg, Chaire d'histoire contemporaine de l'Université de Fribourg, 1998 (= *Aux sources du temps présent*, Bd. 2), 238 S.

Hand aufs Herz: haben nicht auch viele der Geschichte und deren Vereinen zugewandte Freiburgerinnen und Freiburger in den letzten drei Jahrzehnten ab und zu damit geliebäugelt oder insgeheim davon geträumt, in eines der malerisch gelegenen Häuser des Auquartiers zu ziehen, um es jenen gleichzutun, die in der Unterstadt ein Stückchen vom Paradies erhascht zu haben meinen? Dabei hatte es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Einwanderung ganz anderer Art gegeben, als die verarmte Landbevölkerung aus dem Sensebezirk in die Stadt drängte und mit einer Wohnstatt auf Flußhöhe vorliebnehmen mußte, was immerhin die Aussicht auf ein wenn auch noch so kümmerliches Auskommen zu versprechen schien, denn malerisch war damals in der Stadt nur der Blick von oben nach unten, die bequeme Rundschau aus bürgerlicher Geborgenheit auf jene, die in der Tiefe strebend sich bemühten, auf die Erlösung hoffend, die ihnen von hoher Kanzel versprochen wurde.

Seit jenen Tagen hatte die Au folglich mehr Tiefen als Höhen erlebt, bevor sie, durch neu erfundene Mythen und aufgefrischte Legenden gestärkt, in den 1960er Jahren ihre phönixartige Vitalität unter Beweis zu stellen vermochte. Wiederum eine Generation später ist offenbar kurz vor der Jahrtausendwende der Augen-

blick gekommen, an eine neuzeitliche Geschichte des Auquartiers zu denken. Unter Leitung von Francis Python, Professor für zeitgenössische Geschichte an der Universität Freiburg, unterzog sich Serge Gumy dieser Aufgabe, und seit kurzem liegen seine Forschungsergebnisse in gedruckter Form vor, als zweiter Band einer Reihe, die «zu den Quellen der Gegenwart» vorzustoßen sich zum Ziel gesetzt hat.

Die Untersuchung, die als Lizentiatsarbeit an der Universität Freiburg entstand, ist in ihrer Konzentration auf ein historisch und topographisch begrenztes Thema weniger bescheiden denn ehrgeizig: ein Jahrhundert Stadtgeschichte, dargestellt anhand des Auquartiers, das sich, von der Saane umflossen, dort ausdehnt, wo bereits Menschen gesiedelt haben dürften, als die Zähringer noch keinen Gedanken daran verschwendeten, wo sie ihren südwestlichen Vorposten errichten wollten. Genau gerechnet, beschränkt sich der Autor allerdings auf drei unzusammenhängende Perioden von insgesamt lediglich 58 Jahren, setzt aber bereits 1890 mit seiner Darstellung ein, als die Industrialisierung, die Freiburg damals einen erfreulichen, doch vergleichsweise bescheidenen Aufschwung brachte, eine soziale Umschichtung der Wohnbevölkerung nach sich zog. So wird den Leserinnen und Lesern des Buches eine Zeit näher gebracht, die sie, wie der Rezensent, teilweise noch selbst erlebten, zu deren Erforschung Archivarbeit ebenso vonnöten ist wie die mündliche Befragung von Zeitzeugen.

Der Untertitel des Buches deutet es an: Die Entwicklung von einem unterprivilegierten Quartier, das als Teil der «Unterstadt» auch in topographischer Hinsicht niederen Gefilden zuzuordnen ist, zu einem gewichtigen Bestandteil der «Altstadt», die als eines der am besten erhaltenen spätmittelalterlichen Ortsbilder Europas in Hochglanzprospekten und stadtgeschichtlichen Untersuchungen gerühmt wird, folgt einer aufsteigenden, somit positiven Kurve. Dies könnte leicht dazu führen, die Zeit unserer Großeltern mit nostalgisch umflortem Blick als ach so gut und ach so alt hinzustellen, eine Gefahr, der Serge Gumy nicht erliegt, da er sie im Gegenteil problematisiert. An der Romantisierung und Mythisierung von Alt-Freiburg hatten, wie der Autor nicht verhehlt, Schriftsteller wie Gonzague de Reynold, Léon Savary, Charles-Albert Cingria und Marcel Pobé entscheidenden Anteil. Je nach dem Zwickel, den Poeten sich auf die Nase klemmen, lassen sich urbaner Verfall und menschliche Armut der Unterstadt zum Entzücken einer oberstädtischen Leserschaft als malerische Ansicht vermarkten, vor allem wenn sich solch ästhetisierender Genuß durch moralisches Naserümpfen über den Sittenverfall der Unterstädter in höheres Gleichgewicht bringen läßt.

Der analytische Blick des Autors weiß jedoch die als Selbstzweck betriebene Ausbreitung von Geschichten zu vermeiden, und wenn gelegentlich ein Histörchen angeführt wird, dient es zur Auflockerung des umfangreichen Stoffes, den das Buch vor uns ausbreitet. 672 Anmerkungen sind denn auch Stolpersteine genug für die mit Text, Tabellen und (teilweise schlecht lesbaren) Diagrammen eng bedruckten Seiten. Bevölkerungsstatistische und wirtschaftliche Faktoren werden herangezogen, um Probleme des Wohnungsbaus, der Hygiene und Gesundheit, der Erziehung und Sittlichkeit zu erörtern. Wie Francis Python in



seinem Vorwort zu Recht feststellt, gelingt es Gumy, zwei «Schimären» zu vermeiden, die wie Skylla und Charybdis den Historiker auf seiner Fahrt durch die Jahrzehnte bedrohen: auf der einen Seite die falsche Authentizität, die einem dichtgewebten Schleier gleich den unverfälschten Blick auf die Fakten verunmöglicht, auf der anderen Seite die Ideologie, die die Fakten großzügig für sich vereinnahmt und für ihre eigenen Zwecke zurechthämmert.

Gumys Untersuchung ist in drei Teile gegliedert. Den Anfang bilden die Jahre 1890–1918, als die Au als «Soziallabor» erhalten mußte, in dem man mit bescheidenem und eher fragwürdigem Erfolg Soziallehren und Sozialthesen an der finanziell und sittlich zerrütteten Bevölkerung zu erproben suchte: «*Déviante de la modernité et de l'urbanisation, malformation du corps social niant la perfection de l'architecture catholique-conservatrice que vantent les pontes de la République chrétienne, le quartier, sciemment démonisé, est mis en quarantaine et prend des allures de ghetto*» (S. 96).

Zu den städtebaulichen Gründen, die zu dieser zunehmenden Isolierung der Unterstadt führten, gehört zweifellos die Verlagerung des Stadtzentrums nach Westen, die mit dem Bau des Bahnhofes und der Entwicklung des Pérollesquartiers zusammenhängt. Ebenso wichtig und vermutlich fataler war ein Bau, den Gumy nur beiläufig erwähnt: die «Drahthängebrücke» von Joseph Chaley, die seit 1834 den Verkehr aus Bern und der Alten Landschaft direkt ins Burgquartier fließen ließ. Der Historiker Franz Kuenlin, der wie viele andere Freiburger Patrizier ein Bewohner der Au war, wies in seinem Kantonsporträt von 1834 auf die Vorteile dieser technischen Wundertat hin, ohne sich dabei vermutlich bewußt zu sein, daß die Triumphbogen, die die Brücke auf beiden Seiten markierten, den Sieg der Oberstadt und den Niedergang seines Wohnquartiers verkündeten.

Eine der um 1900 wie ein Leitmotiv ständig wiederkehrenden Forderungen betrifft die bessere Anknüpfung der Au an das Straßennetz der Oberstadt. Allerdings konnte man bei diesem Anliegen weder mit der Solidarität noch der Unterstützung der übrigen Unterstädter rechnen, die Gemeinsinn nur bewiesen, wenn es um die Bekämpfung grossmächtiger Oberstadt-Projekte wie der Errichtung der Pérollesbrücke ging. Immerhin erwog man um 1911 ernsthaft den Bau einer direkten Straßenverbindung zwischen Lenda und Liebfrauenplatz. Soll man der Weltgeschichte dafür dankbar sein, daß der Ausbruch des Krieges diese Pläne, die sich die Alpenstraße zum Vorbild genommen hatten, für immer in die Schublade verbannte?

Der zweite Teil befaßt sich mit den «mageren Jahren» zwischen 1930 und 1945, als die allgemeine Wirtschaftskrise ein bereits von Armut gekennzeichnetes Arbeiterquartier besonders hart traf. Alfons Jungo brachte es auf den Punkt: «*Mengs het gfeelt – Arbiit, Gäud ù nit zlösch ds Ässe.*» Das deutlichste Zeichen für zunehmende Isolierung und gleichzeitig Abhängigkeit von der Oberstadt ist der Beschluß des Gemeinderates, die Viehmärkte 1932 aus der Unterstadt ins Pérollesquartier zu verlegen. «*Face à cette vassalisation dorénavant moins idéologique que pratique, le quartier, frappé à tous les niveaux d'une faiblesse endémique, se défend tant bien que mal*» (S. 153). Immerhin scheint der Umstand, daß



die Quartierbewohner ihre Mischsprache immer mehr als identitätsstiftendes Instrument verstanden, um sich vom Rest der Stadt abzusondern, die zaghafte Möglichkeit eines Ausweges aus der Misere anzudeuten.

Dem Aufschwung und der «Wiederentdeckung» des Auquartiers ist der dritte Teil des Buches gewidmet, der die Jahre 1960–1975 behandelt. Die rosa «Kulturrevolution», die damals die Au erfaßt hatte, beruhte zum einen auf dem wachsenden Interesse am architektonischen Erbe – die Tätigkeit der Bewegung Pro Freiburg spielte dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle –, zum anderen auf einem grundlegenden Wandel der Bevölkerungsstruktur, der bei den verbleibenden «Urbewohnern» zu einem gestärkten Selbstbewußtsein mit rebellischen Untertönen führte. Gummy stellt in diesem Zusammenhang Phänomene wie die Erneuerung der Fasnacht und den nationalen Aufstieg des HC Gottéron vor. Die Aufhebung der Ghettoisierung hatte allerdings unumkehrbare Folgen: «Le retour du quartier à la lumière passe par des transformations en profondeur de sa structure sociale traditionnelle. Une victoire à la Pyrrhus, disent les plus nostalgiques ...» (S. 215).

Die zahlreichen französischen und deutschen Quellen, die der Autor ausschöpft, sind im allgemeinen akkurat zitiert und bis 1997 nachgeführt. Nur ein paar wenige Angaben sind ungenau oder lückenhaft. Erstaunlicherweise fehlt in der Bibliographie das Heft Nr. 65 (Juli 1965) der französischen Zeitschrift «Zodiaque», das der Freiburger Altstadt gewidmet ist und neben Artikeln von Gonzague de Reynold und Gérard Bourgarel einen aufschlußreichen Aufsatz von Marcel Strub über «Fribourg et ses bas quartiers» enthält.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Erich CAMENZIND, *Der Frohbotschaft verpflichtet. Die Kanisiusschwestern und ihr Gründer Johannes Evangelist Kleiser*, Freiburg, Schweiz, Kanisius Verlag, 1998, 183 S., 163 Abb.

Georg SCHELBERT, *Geschichte des Kanisiuswerks und der Kanisiusschwestern in Freiburg in der Schweiz*, Freiburg, Schweiz, Kanisius Verlag, 1998, 3 Bde., 162, 222, 357 S., zahlreiche Abb.

Diese beiden Festschriften zum 100-jährigen Bestehen der Gemeinschaft der Kanisiusschwestern den Lesern der Geschichtsblätter vorzustellen, ist nicht bloß eine Reverenzbezeugung gegenüber den Leistungen der Gründer, Leiterinnen und Mitstreiter einer Institution, die aus dem gesellschaftlichen Leben Freiburgs, im besonderen Deutschfreiburgs, nicht mehr wegzudenken ist und ihrerseits eine bewegte Vergangenheit hinter sich hat, die bislang noch kaum zur Kenntnis genommen worden ist. Es besteht auch ein innerer Zusammenhang

zwischen der Entstehung der Schwesterngemeinschaft und den Anfängen des Deutschen Geschichtsforschenden Vereins, die beide im gleichen Jahrzehnt und im gleichen Umfeld gegründet wurden, als es galt, der benachteiligten sprachlichen Minderheit in der Stadt Freiburg geeignete Mittel zu ihrer Selbstverwirklichung in die Hand zu geben.

Der Gründer des Kanisius-Werks, der aus dem Badischen stammende Priester Johannes Evangelist Kleiser, war 1873 mitten im Kulturkampf aus Deutschland geflüchtet und fand in Freiburg unter Chorherr Joseph Schorderet ein neues Tätigkeitsfeld zunächst als Seelsorger zu St. Moritz im Auquartier. Hier lernte er hautnah den Alltag einer verarmten, vernachlässigten und teilweise verwahrlosten Bevölkerung kennen, der er durch eine ihm angemessen erscheinende Pastoration neuen Lebensmut zu geben hoffte. Sein Mittel war die Förderung und Neugründung von religiösen Bruderschaften und Vereinen wie Marianische Kongregationen, Männer- und Gesellenverein, Musik- und Cäcilienverein. Nachdem er 1892 zudem deutscher Seelsorger an der Liebfrauenkirche geworden war, widmete er der Betreuung der zahlreichen in Freiburg anwesenden deutschsprachigen Dienstmädchen und Hausangestellten ein besonderes Augenmerk, indem er für sie eine eigene Marianische Kongregation gründete und eine Wohnung für deren Zusammenkünfte und als provisorische Bleibe besorgte. Eines dieser Mädchen, die 1876 geborene Thurgauerin Maria Wellauer, bezog am 2. Februar 1898 die einfache Unterkunft am Stalden, das «Marienheim», und war bereit, sich fortan ausschließlich dieser religiös-sozialen Aufgabe zu widmen.

Damit war der Grundstein gelegt zu einem Unternehmen, das einen ungeahnten Aufschwung nehmen sollte und dem eine andere große Aufgabe zuwuchs, die Verwirklichung des Presseapostolats. Prälat Kleiser, gebranntes Kind des Kulturkampfes, Anhänger der ultramontanen Kirche und glühender Verehrer des Papstes, hatte wie Schorderet die Bedeutung des Mediums Presse erkannt und in diesem einen Gesinnungsgenossen gefunden, für dessen Pressewerk St. Paul er sich einspannen ließ. Später trennte er sich vom Pauluswerk und fand in der jungen Schwesterngemeinschaft am Stalden das Werkzeug, um seine eigenen Presse-Pläne zu verwirklichen. Seit seiner Ankunft in Freiburg engagierte sich Kleiser stark für die Verehrung des 1864 seliggesprochenen Jesuiten Petrus Canisius (vgl. dazu den Beitrag von Georges Schelbert in FG, Bd. 74, 1997, S. 185–200). 1878 gründete er für seine «Kanisius-Aktion» die Zeitschrift «Canisius-Stimmen». Dieses Werk galt es nach der Trennung von St. Paul mit Hilfe der Schwesterngemeinschaft fortzusetzen, die folgerichtig Canisius zu ihrem Patron nahm, sich nach und nach zu einem Presseunternehmen mit eigener Druckerei, Verlag und Buchhandlungen entwickelte und sich durch den Vertrieb von Zeitschriften und religiösem Schrifttum im deutschsprachigen Raum einen Namen machte.

Die Schwesterngemeinschaft selbst erhielt 1905 erstmals eigene Konstitutionen und wurde 1919 unter der Bezeichnung «Kanisiuswerk der Presse im Marienheim Freiburg in der Schweiz» als kirchenrechtlich anerkannte Institution der Diözese unterstellt. Sie zählte um 1960 weit über 100 Profeß-Schwester und besaß verschiedene Niederlassungen in der Schweiz, in Deutschland,

Brasilien und Afrika. Obwohl kirchenrechtlich gesehen die vom Kapitel gewählte Generaloberin die Verantwortung für die Gemeinschaft innehatte, hing das Kanisiuswerk doch seit seiner Gründung am Gängelband eines geistlichen Direktors, bis die Schwestern im Jahre 1969 im Vertrauen auf Gott ihr Schicksal selber in die Hand nahmen. Als kirchlich verankerte Institution blieb das Kanisiuswerk freilich von den Folgen der Krisen, die die Kirche seit dem Vaticanum II erschüttern, nicht verschont. Die Gemeinschaft in Europa, die sich traditionsgemäß vorwiegend den Aufgaben des Presseapostolats widmet, leidet heute an Überalterung und Nachwuchssorgen, ganz im Gegensatz zu den Niederlassungen in Brasilien, die sich vor allem im sozial-pastoralen Bereich betätigen. In einer im Vergleich zur Gründungszeit völlig gewandelten Umwelt steht heute die Gemeinschaft vor der Aufgabe, einen Ausgleich zu finden zwischen den von den Gründern vorgesehenen Aktivitäten.

Die Fülle des Quellenmaterials, das sich während hundert Jahren in den Archiven angehäuft hat, ließ es ratsam erscheinen, die Darstellung der Geschichte des Kanisiuswerks in zwei Schritten zu bewerkstelligen. Der nicht besonders dankbaren Aufgabe, die Archivalien zu sichten, die Quellentexte auszuwählen und zur Publikation aufzubereiten, hat sich der Theologe Georg Schelbert unterzogen. Ihm ging es nicht in erster Linie darum, sich mit den Ereignissen kritisch auseinanderzusetzen: Stattdessen läßt er die Quellen sprechen. So ist sein dreibändiges Werk vor allem eine Quellensammlung geworden, die sich aber an ein strenges chronologisches Gerüst nach den jeweiligen Oberinnen bzw. geistlichen Leitern hält.

Erich Camenzind ist es gelungen, das Ganze in eine leicht les- und überblickbare Form zu bringen. Wie schon der Untertitel seines Buches anzeigt, legt der Verfasser besonderes Gewicht auf die Biographie des Prälaten Kleiser und auf das sorgfältig dargestellte Gemälde der Zeit des Kulturkampfes, vor dessen Hintergrund die Bewegung entstanden ist. Wer aber mehr und Genaueres erfahren will, etwa zur spirituellen Verwurzelung der Schwesterngemeinschaft, muß zum Werk von Schelbert greifen (Bd. 1, S. 38f., 50ff., 129ff.), das die ersten hundert Jahre des Kanisiuswerks in erschöpfender Ausführlichkeit dokumentiert.

JOSEPH LEISIBACH

